Zeitschrift: Berner Zeitschrift für Geschichte und Heimatkunde
Herausgeber: Bernisches historisches Museum
Band: 67 (2005)
Heft: 4

Buchbesprechung: Buchbesprechungen
Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 16.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Buchbesprechungen

Sozialdemokratische Partei des Kantons Bern (Hrsg.): Klassenkampf(rhetorik) und Reformpolitik. 100 Jahre SP des Kantons Bern. Bern: Sozialdemokratische Partei des Kantons Bern, 2005. 287 S., ill. ISBN 3-033-00395-8.

Die Parteien in der Schweiz befinden sich im Umbruch. Jahrzehntelang prägende Kräfteverhältnisse gelten nicht mehr, ideologische Grenzen haben sich verschoben. Zur Standortbestimmung in dieser Situation ist der Rückblick auf die eigene Entwicklung und den zurückgelegten Weg ein erprobtes Mittel. So haben sich ältere und jüngere Mitglieder der Sozialdemokratischen Partei sowie einige Parteilose zusammengefunden, um 100 Jahre nach Inkrafttreten der neuen Statuten des «Kantonalverbandes Bernischer Grütli- und Arbeitervereine» ein Stück bernischer Parteigeschichte aufzuarbeiten.

Eingangs fasst Robert Aemmer die lange Vorgeschichte und die schwierigen ersten Jahre der Kantonalpartei zusammen, die 1905 aus einer lebhaften, vielfach gespaltenen Arbeiterbewegung hervorging und dank rascher Zunahme der Mitgliederzahl bis 1914 zu einer politischen Kraft vorwiegend in den Städten, teilweise aber auch in ländlichen Gebieten heranwuchs. Die Integration ins politische System ging dabei einher mit einer schillernden gegenseitigen Abgrenzung von SP und bürgerlichen Parteien, wie Daniel V. Moser zeigt. Das politische Ringen bewegte sich zwischen Klassenkampf und ideologischen Gegensätzen in Sachfragen auf der einen Seite und taktischem Zusammengehen beim Kampf um die Regierungsverantwortung und gegen Machtblöcke auf der anderen Seite. In der Krise des Landesstreiks 1918 verschärfte die neue Bauern- und Bürgerpartei die gegnerische Front, die bisher Freisinn und Konservative gebildet hatten.

Eine lokal- sowie eine regionalhistorische Studie zeigen beispielhaft die Parteientwicklung auf der unteren Ebene: Margrit Genna-Stalder schildert ohne direkten Zusammenhang mit der kantonalen Thematik die Anfänge der Sozialdemokratie in Thun, die von den Arbeitern in den dortigen eidgenössischen Militärbetrieben getragen wurde; François Kohler stellt den Parti socialiste jurassien von der Gründung 1919 bis zur Auflösung 1975 dar. Diese Gruppierung hatte als politischer Sprecher der frankophonen Arbeiterbewegung zunächst einen Sonderstatus in der SP des Kantons Bern inne, spaltete sich dann in der Jurafrage und löste sich mit der Gründung des Kantons Jura auf.

Adrian Zimmermann erhellt die Anfänge der sozialdemokratischen Regierungsbeteiligung im Kanton Bern. Aufgrund der Veränderungen im politisch bestimmenden Kräfteverhältnis zwischen Bauern- und Arbeiterschaft und dank dem «Berner Weg» – einem klaren Linkskurs bei gleichzeitiger Verständigung mit den bürgerlichen Parteien, soweit es die schwierigen Zeitumstände erforderten – gewann die SP 1938 zwei und 1946 einen dritten Sitz. Der erste sozialdemokratische Berner Regierungsrat war Robert Grimm; seinen politischen Werdegang zum wohl bedeutendsten Schweizer Politiker des 20. Jahrhunderts rekapituliert Bernard Degen, wobei der Schwerpunkt auf dem Berner Wirkungsfeld liegt. Liselotte Lüscher widmet einer der wichtigsten linken Frauenpolitikerinnen ein persönliches Porträt: Marie Boehlen, die Frauenrechtlerin, Jugendanwältin und Parlamentarierin der ersten Stunde, die auch innerhalb der eigenen Partei vielfach zunächst gegen die

Vorherrschaft der Männer ankämpfen musste. Auf ihrer Vorarbeit konnte dann die jüngere Frauenbewegung aufbauen. Nicole Gysin beschreibt im gerafften Überblick die Aktivitäten der Berner SP-Frauen vom Kampf ums Stimmrecht über das Streben nach angemessener Vertretung in den politischen Gremien bis zur Forderung nach einer Geschlechterpolitik als Querschnittsaufgabe in allen Bereichen.

Weitere Beiträge vergleichen die Grossratsfraktionen von 1905 und von heute (Andreas Rickenbacher), befassen sich mit der Haltung der Partei zur neoliberalen Finanz- und Steuerpolitik der Kantonsbehörden seit 1990 (Margrit Kiener Nellen, Andrea Bauer) sowie ihrem Gesinnungswandel von der kritiklosen Zustimmung zur grundsätzlichen Ablehnung gegenüber der Atomenergie (Leyla Gül). Dieser fundamentale Positionswechsel ist neben dem Wertewandel auch auf innerparteiliche Veränderungen zurückzuführen. Hierzu orten Urs Meuli und Andreas Ladner an der Basis der Partei einen ideologischen Graben und Erosionstendenzen. Die Kluft zwischen Kantonalpartei und Lokalsektionen in grossen Gemeinden und Städten auf der linken sowie den Lokalsektionen in mittleren und kleinen Gemeinden auf der rechten Seite des SP-Spektrums ist in der Berner Partei im Gegensatz zur schweizerischen SP zu Beginn des 21. Jahrhunderts grösser geworden.

Der Ausblick auf Gegenwartsprobleme und Strategien für die Zukunft von Rudolf H. Strahm beschliesst die erwähnten Textbeiträge. Im Anhang folgen eine Kurzchronologie (Andrea Schwab), die wichtigsten Daten zu den Berner SP-Zeitungen (Hans Kaspar Schiesser, Michael Kaufmann) und mehrere statistische Zusammenstellungen zu den Wahlen im Kanton Bern seit dem Ersten Weltkrieg (Yvan Rielle).

Insgesamt ergeben die Artikel, die in deutscher Sprache geschrieben und mit einer französischsprachigen Zusammenfassung versehen sind (mit einer Ausnahme, wo es umgekehrt ist), ein breit gefächertes Bild der politischen Linken im Kanton Bern. Die Ergebnisse beruhen teils auf den wenigen älteren Standardwerken, teils auf neuen Quellenstudien, deren weitere Vertiefung zu erwarten ist, wie etwa im Falle der Biografie zu Marie Boehlen. In der Einleitung konstatiert Anna Bähler einen grossen Forschungsbedarf und listet eine Reihe noch offener Fragestellungen auf. In diesem Sinne ist die vorliegende Festschrift als Zwischenhalt und Ansporn zu verstehen. Die schlichte, aber ansprechende Gestaltung des Bandes verdeutlicht den Charakter als nützliches Werkbuch der Parteigeschichtsschreibung.

Emil Erne

Braun, Hans et al.: Beat Fischer (1641–1698). Der Gründer der bernischen Post. Bern: Burgerbibliothek Bern, 2004 (Schriften der Burgerbibliothek Bern, Bd. 24), 352 S., ill. ISBN 3-7272-1222-5.

Beat Fischer von Reichenbach ist untrennbar verknüpft mit der Gründung der bernischen Post, und schon allein diese Tat macht ihn zu einer der bedeutendsten Persönlichkeiten des bernischen 17. Jahrhunderts. Dank der effizienten Organisation seiner Fischerpost war es bereits mit Pferd und Postkutsche möglich, auf Briefe nach Schaffhausen, Zürich und Genf innert dreier Tage eine Antwort in den Händen zu halten. Auch darüber hinaus ist Beat Fischer eine aussergewöhnliche Erscheinung. Während sich die allermeisten Angehörigen des bernischen Patriziats auf ihre Magistratstätigkeit konzentrierten und neben der politischen allenfalls eine militärische Karriere oder die Verwaltung der eigenen Landgüter als standesgemäss ansahen,

kann er als einer der wenigen Unternehmer im bernischen Ancien Régime gelten. Er errichtete im Waisenhaus eine Tuchweberei, betreute eine Tuchmanufaktur in Thun und eine Ziegelei in der Matte, gründete die erste bernische Brauerei und ermöglichte die erste Zeitung in Bern («Gazette de Berne»). Zudem durchlief er eine politische Laufbahn, die ihn über die Landvogtei in Wangen bis in den Kleinen Rat führte. Die vorliegende Monografie würdigt die Persönlichkeit erstmals in ihrer gesamten Breite. Die Stiftung der Familie von Fischer (von Reichenbach) unterstützte dazu die Arbeit finanziell.

Hans Braun hebt in seinem Beitrag «Zur familiären Herkunft Beat Fischers» die Bedeutung der familiären Voraussetzungen für dessen Karriere hervor, zeigt aber gleichzeitig auch, dass Beat Fischers Erfolge über den bisherigen Rahmen der Familie hinausgingen. Zu nennen sind erstens die grossen wirtschaftlichen Gewinne, die ihm den Kauf der Herrschaft Reichenbach ermöglichten, zweitens die Verdienste, die er sich als Postherr auch im Ausland erwarb und die dazu führten, dass er 1680 von Kaiser Leopold I. in den erblichen Reichsritterstand erhoben wurde. Daraus resultierte eine herausragende Stellung, mit der er die Position der Familie Fischer im bernischen Patriziat auch mittel- und längerfristig sicherte.

Auf Quellenprobleme macht Barbara Braun-Bucher in «Beat Fischer – Jugend, Lehrjahre und Bibliothek» aufmerksam: So berühmt Beat Fischer geworden sei, so karg stünden Daten aus der Jugendzeit und den Lehrjahren zur Verfügung. Im Vordergrund ihrer Darstellung stehen deshalb nicht direkte Angaben zu Beat Fischer, sondern zum einen Exkurse zu seinen Lebensstationen, so zur Landvogtei Bipp (wo sein Vater amtierte), zur allgemeinen Bildungssituation (von der man annimmt, dass sie ihn geprägt hat), zur Universität Basel (wo er immatrikuliert war) und zur Stadt Genf (die er wahrscheinlich besuchte). Den zweiten Schwerpunkt bildet die Analyse seiner Bibliothek. In der Liste «Nach Wangen eingepackte und verschickte Mobilia und Haus Raht» hat Beat Fischer als neu gewählter Landvogt neben anderem gegen 170 Büchertitel aufgeführt, die für die Rekonstruktion seiner Bibliothek dienen können. Diese umfasste einerseits Fachliteratur, die der angehende Landvogt wohl als Handapparat für die juristische Weiterbildung und als Entscheidungshilfen bei rechtlichen und staatspolitischen Fragen brauchte, andererseits Werke für die kulturelle Weiterbildung, die religiöse Erbauung und die medizinische Versorgung.

Auch Annelies Hüssy kann in «Beat Fischer – Ökonomie, Politik und barocke Lebensart» nur wenige eigentliche Selbstzeugnisse heranziehen. Sie nähert sich der Person vielmehr bei deren Tätigkeit auf der politischen Bühne im Amt des Landvogts sowie als Mitglied des Kommerzienrats, des Grossen und Kleinen Rats, als vielseitig tätiger Unternehmer und als Herrschaftsherr von Reichenbach. Bis zu einem gewissen Grad erlaubt die Quellenlage auch einen Blick auf seinen Lebensstil. Beispielsweise lassen sich viele Details aus seinem Haushaltsbuch erschliessen, in dem er peinlich genau alles festhielt, was Geld kostete. Andere im Kontext dieses Beitrags wichtige Dokumente werden in dessen Anhang integral wiedergegeben: das Patent beim Amtsantritt in Wangen, die Supplik an Kaiser Leopold I. zur Verleihung des Adelstitels, der Kaufbrief für die Herrschaft Reichenbach, das Verzeichnis der Einkünfte dieser Herrschaft sowie der Erbvertrag der drei Söhne.

Thomas Klöti zeigt in seinem Beitrag «Die Gründung der Fischerpost – eine Erfolgsgeschichte», dass Beat Fischer bei der Durchsetzung des Postregals nicht nur auf äussere Widerstände bei Konkurrenten und benachbarten Postämtern stiess, die er jeweils erfolgreich überwand, sondern auch Teil eines politischen Machtgefüges

war, das sich zu guter Letzt gegen ihn wandte. Zudem befasst er sich mit dem eigentlichen Postunternehmen und dem Postverkehr, von der Gründung bis zum Ende des ersten Postpachtvertrages. Gerade in diesem zweiten Teil, in dem er sich auf zahlreiche (meist eigene) Vorarbeiten stützen kann, erweist sich Klöti als Kenner konkreter Praktiken sowohl in Verkehrstechnik, Organisation und Betrieb als auch bei den transportierten Gütern (Briefe, Zeitungen, Geld, Waren, Reisende) und deren Tarife. Im Anhang werden die zentralen Quellen zur Gründung der Fischerpost ediert: der Postpachtvertrag, das Mandat an die Amtsleute, zwei Bekanntmachungen an die Burgerschaft sowie das Postreglement.

Georges Herzog stellt in «Beat Fischer als Bauherr und Freund der Künste» fest, dass trotz aufwändiger Suche die erhaltenen Quellen in entscheidenden Fragen stumm bleiben. Immerhin kann er sich auf die direkten Sachzeugnisse von Fischers Tätigkeit als Auftraggeber für Bauten und Ausstattungen stützen. Zudem existiert eine ganze Reihe von Akten, Journalen und Rechnungsbüchern, aus denen direkt und indirekt Schlüsse zu Lebensstil und Statuskonsum der Familie Fischer zu ziehen sind. Beispielsweise finden sich in der erwähnten Umzugsliste detaillierte Angaben zu Wein, Wäsche und Kleider, Möbel sowie Geschirr aus Silber, Zinn, Kupfer, Eisen und Blech, die im Anhang ebenso integral wiedergegeben werden wie das Register zum Haushaltsbuch. Eigentlicher Kapitelschwerpunkt sind aber die akribischen Analysen der Baugeschichten in Reichenbach und in Wangen, die nicht wenige der älteren Befunde korrigieren. So widerlegt Herzog die Behauptung, dass Beat Fischer das alte Schloss Reichenbach habe abbrechen und etwas landeinwärts neu aufbauen lassen. Der vermeintliche Neubau scheint viel eher ein tief greifender Umbau unter mehr oder weniger umfangreichem Einbezug alter Teile gewesen zu sein. Ein zentrales Element des Kapitels sind schliesslich die Wandmalereien im Schloss Reichenbach, unter denen der berühmte Zyklus von Joseph Werner zur Affäre um Katharina Perregaux-von Wattenwyl, der sich heute im Schloss Jegenstorf befindet, besondere Erwähnung verdient.

In der Gesamtbilanz zur Monografie ist die quellengesättigte Darstellung zu nennen, welche die Forschung zum bernischen Postgründer zweifellos auf eine neue Stufe hebt. Ebenfalls hervorzuheben sind die reichhaltigen und in durchwegs hoher Qualität wiedergegebenen Illustrationen, welche das schön gestaltete Buch zu einem ästhetischen Genuss machen. Es sei an dieser Stelle aber auch erlaubt, gewisse Kritikpunkte zur Diskussion zu stellen. Was abgesehen von vereinzelten Ausnahmen fehlt, ist die Einbettung in die neuere historische Forschung, wie sie sich für Beat Fischer besonders in den Bereichen Kommunikationsgeschichte und neuerer Kulturgeschichte aufdrängen würde. Die am häufigsten erwähnte Forschungsliteratur ist die klassische Darstellung Richard Fellers, die, vielleicht aus einer gewissen Scheu vor der eigenen pointierten These, immer wieder an den Schlüsselstellen mit ausführlichen Zitaten angeführt wird. Gleichzeitig fehlt weitgehend eine vergleichende Perspektive, sowohl mit Blick auf Europa als auch auf das bernische Umfeld. Wohl erst damit wäre es möglich, eine These zu prüfen wie die folgende: «Fischer passte nicht ins gängige Schema seiner Zeit, er dachte und handelte in Strukturen, für die sein in Gegenreformation, sozialer Unrast, verbreitetem Unbehagen verharrendes Jahrhundert noch nicht reif war» (S. 120/121). Insgesamt handelt es sich um eine Publikation, die hinsichtlich Kontextualisierung gewisse Schwächen aufweist, in ihrer Quellennähe aber auch grosse Stärken besitzt und nicht zuletzt dank ihren ästhetischen Qualitäten ein breites Publikum ansprechen kann.

Martin Stuber

Hunziker, Edith et al.: Zofingen vom Mittelalter bis 1798. Eine selbstbewusste Landstadt unter Habsburg und Bern. Baden: hier+jetzt, 2004 (Veröffentlichungen zur Zofinger Geschichte, Bd. 4). 405 S., ill. ISBN 3-906419-83-5.

Die Zofinger Stadtregierung gab 1977 dem Historiker August Bickel den Auftrag, innerhalb von zehn Jahren ein Handbuch zur Geschichte der Stadt von den Anfängen bis in die Gegenwart zu erarbeiten und zu publizieren. Es sollte jedoch 27 Jahre dauern, bis das Ziel mit dem vierten und letzten Band der Zofinger Stadtgeschichte erreicht war. Dazwischen erlebte das Unterfangen eine Krise und einen erfolgreichen Neustart. Bickel legte 1988 ein Manuskript vor, das bloss bis ins Mittelalter reichte. Die Stadt publizierte dieses unvollständige Werk als Band 1 der «Veröffentlichungen zur Zofinger Geschichte». Als zweiter Band in der Reihe erschien die Dissertation von Christian Hesse zum Chorherrenstift. 1995 erhielt ein jüngeres Autorenteam den Auftrag, einen dritten Band zum 19. und 20. Jahrhundert zu erarbeiten, der 1999 erschien. Anschliessend war die Lücke vom Mittelalter bis 1798 zu schliessen. Die Kunsthistorikerin Edith Hunziker, die Historikerin Annemarie Roth sowie die Historiker Bruno Meier und Dominik Sauerländer übernahmen dieses Vorhaben und führten das Projekt der Zofinger Stadtgeschichte mit einem schön illustrierten Band zu einem guten Ende. Die Bebilderung basiert auf einem reichen Fundus an Plänen, Gegenständen und Archivalien, die im Stadtarchiv und im Museum Zofingen lagern.

Die Publikation ist chronologisch aufgebaut und vereinigt ein breites Themenspektrum. Neben der politischen Geschichte, dem Alltags- und Wirtschaftsleben erhält besonders die Baugeschichte grösseren Raum. Die Autorinnen und Autoren stellen die lokale Entwicklung immer wieder in den grösseren Zusammenhang. Damit entsteht ein farbiges Bild einer Kleinstadt, die unter bernischer Herrschaft aufblühte. Der Zürcher Stadtarzt Konrad Türst bezeichnete um 1500 Zofingen als «Hauptstadt des Aargaus».

Die Anfänge der Siedlung gehen auf einen römischen Gutshof zurück. Auf dessen Territorium existierte in alemannischer Zeit ein Dorf rund um einen Herrenhof und eine Pfarrkirche. Um 1210 verlieh das Adelsgeschlecht der Frohburger Zofingen das Stadtrecht. Die Stadt entwickelte sich zu einem regional wichtigen Marktort, der auf halbem Weg zwischen Bern und Zürich sowie zwischen Basel und Luzern an der Gotthardroute lag. Die Frohburger verkauften Zofingen und weitere Besitztümer in den 1290er-Jahren an die Habsburger. Die Stadtbürger vermochten in dieser Zeit ihre Autonomie gegenüber der Herrschaft zu stärken. Sie verfügten über die Blutgerichtsbarkeit, behielten die Steuerhoheit und konnten die Ratsmitglieder und den Schultheissen selber wählen. Als sich Bern 1415 daran machte, den Unteraargau zu annektieren, ergab sich Zofingen den neuen Herren schnell und konnte als Gegenleistung seine umfangreichen Rechte und Freiheiten behalten.

Zur Zeit der Stadtgründung richteten die Frohburger ein Chorherrenstift ein und holten später weitere Mönchsorden in die Stadt. Das Chorherrenstift unterstand nicht der Stadt selber, sondern der Obrigkeit. Mit der Reformation 1528 löste Bern alle Klöster und auch das Stift auf und übernahm dessen Ländereien und Einkünfte, die weit grösser waren als jene der Stadt. So war das Stift ökonomisch so etwas wie ein Staat in der Stadt. Da es Beamte beschäftigte und Almosen an Arme verteilte, profitierte jedoch auch die Stadt von dieser Institution.

Der Stadtbezirk grenzte an die Landvogtei Aarburg, die Grafschaft Lenzburg sowie das luzernische Staatsgebiet und umfasste neben Acker- und Wiesland vor

allem Wald. Der grössere Teil der Waldfläche, die im Besitz der Stadt war, befand sich in den Nachbargemeinden. Die Holzerträge aus diesen Wäldern bildeten bis ins 20. Jahrhundert eine wichtige Einkommensquelle der Stadt. Zu Landwirtschaft und Handwerk als wichtigsten Wirtschaftszweigen gesellte sich ab dem 17. Jahrhundert das Textilgewerbe. Zusammen mit den Städten Aarau und Lenzburg war Zofingen ein Zentrum der frühen Textilindustrie im Unteraargau. Neben der Leinenfabrikation und dem Indiennedruck bauten Zofinger Unternehmer im 18. Jahrhundert vor allem eine erfolgreiche Seidenbandweberei auf. In der Stadt befanden sich die Zentralen dieser Unternehmen; die ländliche Bevölkerung im Umland der Stadt stellte die Seidenbänder in Heimarbeit her. Die herrschaftlichen Häuser, die sich die Textilunternehmer in der Altstadt bauen liessen, zeugen bis heute vom Wohlstand, den dieser Wirtschaftszweig in die Stadt brachte.

Bis ins erste Drittel des 18. Jahrhunderts waren Handwerker in den städtischen Räten tonangebend. Danach setzten sich zunehmend die erfolgreichen Textilunternehmer auf der politischen Bühne durch. Ähnlich wie in Bern oder anderen Kleinstädten ist in den Räten auch eine Abschliessung der führenden Geschlechter gegenüber der übrigen Bürgerschaft nachweisbar.

Im 18. Jahrhundert breiteten sich in der Stadt neue Ideen aus. Dazu gehörten der Pietismus, der in Zofingen eine starke Anhängerschaft hatte. Ausserdem gab es in der städtischen Oberschicht in der zweiten Jahrhunderthälfte zahlreiche Freunde der Aufklärung. Diese beiden Strömungen beeinflussten sich auch gegenseitig, was zum Phänomen der «frommen Aufklärung» führte, die in Reformen im Bereich der Schulen und der Armenfürsorge zum Ausdruck kam.

Seit der Reformation ist die Grenze zum Kanton Luzern auch eine konfessionelle Trennlinie. Die Stadtbevölkerung liess ihre Beziehungen zur katholischen Nachbarschaft nie abbrechen, obwohl die konfessionellen Spannungen besonders während der Villmerger Kriege 1656 und 1712 die Kontakte erschwerten. So war Zofingen Marktort für die Luzerner Nachbarschaft, und die Textilunternehmer beschäftigten auch Arbeiterinnen und Arbeiter jenseits der Grenze. Angesichts der strengen Berner Sittenregeln in der frühen Neuzeit besuchten Zofingerinnen und Zofinger auch gerne Tanzveranstaltungen im katholischen Gebiet. Bemerkenswert sind zudem die Beziehungen zum Kloster St. Urban, das in der äussersten Ecke des Kantons Luzern liegt. Das Kloster besass grössere Ländereien im Einzugsgebiet der Stadt Zofingen und richtete bereits im 13. Jahrhundert in Zofingen ein Kornhaus und eine Verwaltung ein, um von hier aus die nahe gelegenen Besitztümer kontrollieren zu können. Bis zur Aufhebung des Klosters 1848 übte jeweils ein Zofinger Bürger das Amt des St. Urban-Schaffners aus, der an der Spitze dieser Verwaltung stand.

Die Lektüre dieses Bandes der Zofinger Stadtgeschichte hinterlässt ein lebendiges Panorama einer vielschichtigen Vergangenheit. Die Autorinnen und Autoren verstehen es, die lokale Geschichte auch für Aussenstehende interessant darzustellen. Schade ist bloss, dass ein Sachregister fehlt. Textpassagen zu bestimmten Themen lassen sich leider nur mit mühsamem Blättern finden.

Christian Lüthi

Strübin Rindisbacher, Johanna: Neuschloss Worb. Bern: Stämpfli, 2004. 143 S., ill. ISBN 3-7272-1170-9.

Das Buch über das Neuschloss Worb ist eine Neuauflage des bereits 1992 erschienenen und heute vergriffenen Bandes über dieses Schloss. Der Inhalt ist überarbeitet

und setzt gegenüber dem «alten» neue Akzente: Diese liegen auf der Architektur und der Gartenarchitektur und nicht mehr auf der Besitzergeschichte. Nebst der Kunsthistorikerin Strübin Rindisbacher haben die Historikerin Andrea Schüpbach, die Landschaftsarchitekten Maurus Schifferli und Peter Paul Stöckli sowie der Stürler-Spezialist Christoph Schläppi mitgewirkt.

Der vorliegende Band ist in drei grössere Kapitel unterteilt. Der erste Teil geht auf die Architekturgeschichte und Denkmalpflege des spätbarocken Schlosses ein: Franz Ludwig von Graffenried (der Sohn des Gründers von New Bern, Christoph von Graffenried) gab den Bau – unweit des so genannten Alten Schlosses – zwischen 1734 und 1737 in Auftrag. Als Architekt gilt Albrecht Stürler. Das heutige Neuschloss Worb ist freilich durch mehrere Umbauten am Ende des 19. und im ersten Fünftel des 20. Jahrhunderts und eine Restaurierung in den 1990er-Jahren gekennzeichnet. Das Haus wurde erst während des Ersten Weltkrieges zu einem ganzjährigen Wohnsitz; vorher vermieteten es die Besitzer immer wieder saisonweise. Im 19. Jahrhundert war es während einiger Zeit Sitz der Bernischen Haushaltungsschule. Interessant an der Darstellung ist, dass immer auch das Zeitgeschehen miteinbezogen wird. So etwa wird anschaulich beschrieben, wie sich im 19. Jahrhundert die gesellschaftliche und politische Situation für die Patrizier verändert hatte und damit ihre Besitzungen und Häuser zu einer Hypothek wurden. Ein hübsches Detail ist die Erwähnung der Federzeichnungen von Franz Friedrich Freudenberg aus dem Jahr 1831, die das Interieur, den Garten und auch seine Bewohner zeigen; dadurch entsteht ein lebhaftes Bild über diese Zeit.

Das zweite grössere Kapitel geht auf den barocken Garten und den Park ein. Auch hier sind die ursprünglichen Pläne noch vorhanden, und Albrecht Stürler gilt als Architekt. Die erhaltenen Pläne zeigen ein Ideal, entworfen nach einem Garten-Lehrbuch. Interessant ist ein vergleichender Exkurs über barocken Schanzen- und Gartenbau. Anhand von Briefen der Erzherzogin Charlotte von Orléans – die selber nie in Worb war –, wird nachgezeichnet, welchem Zweck der Garten in der Barockzeit diente; dies wird dann, mangels vorhandener Quellen, auf das Neuschloss Worb übertragen. Der Worber Garten war stets der Mode unterworfen, so wurden im 19. Jahrhundert Konzessionen an den englischen Landschaftsgarten gemacht, und Anfang des 20. Jahrhunderts erhielt er wieder neubarocke Elemente. Zwischen 1985 und 1991 stellten die Besitzer den südlichen Teil des Gartens teilweise nach den ursprünglichen Plänen wieder her.

Ein drittes Kapitel ist den «Herrschaftsherren, Schlossbesitzern» gewidmet. Drei Personen stehen im Zentrum, wobei nicht ganz klar wird, warum dem Vater des Schlosserbauers, Christoph von Graffenried, und seiner Gründung New Bern relativ viel Platz eingeräumt, dem Erbauer des Schlosses hingegen nicht einmal eine Kurzbiografie gewidmet ist.

Das Buch ist überaus reich bebildert. Sehr hilfreich sind eine Übersichtstafel und Kurzübersicht zur Besitzergeschichte des Neuschlosses Worb. Ebenfalls im Anhang findet man eine Zeittafel der Bau- und Umbaugeschichte von Schloss und Garten. Insgesamt ist das Buch eine gut verständliche Beschreibung der Bau- und Gartenarchitektur, des denkmalpflegerischen Umgangs, der Besitzergeschichte des Schlosses und seiner jeweiligen Zeitgeschichte.

Sandra Hüberli

Schmidt, Heinrich Richard (Hrsg.): Worber Geschichte. Bern: Stämpfli, 2005. 720 S., ill. ISBN 3-7272-1173-3.

Es dürfte nicht häufig vorkommen, dass die «Neue Zürcher Zeitung» (NZZ) einer neu erschienenen bernischen Ortsgeschichte eine ausführliche Besprechung im Umfang von mehr als einer halben Seite widmet (NZZ, 10.1.2005, Seite 9). Im Fall Worb tut sie das und zu Recht. An der neuen Worber Ortsgeschichte ist sehr vieles bemerkenswert: der Grad der Professionalisierung, der Preis, Gewicht und Seitenzahl sowie der Inhalt.

Die Ortsgeschichtsschreibung boomt, wie Christian Lüthi in seinem Aufsatz «Ortsgeschichtsschreibung im Kanton Bern» («Berner Zeitschrift» 2005-1, 1–36) feststellt. 102 ortsgeschichtliche Publikationen erschienen im Kanton Bern seit 1970. Die Worber Geschichte hat gute Chancen, in dieser Publikationskaskade einen Meilenstein zu markieren. Sicher ist ein weiterer Schritt zur Professionalisierung der Ortsgeschichtsschreibung geleistet worden. Es war ein Glücksfall, dass der in Worb ansässige Berner Universitätslehrer Heinrich Richard Schmidt sich mit seinen Studierenden des Projekts Worb annahm. Als Co-Autoren zeichnen Fachleute aus den verschiedensten Bereichen. Aber den grössten Teil der über 50 Mitarbeitenden stellten die Studentinnen und Studenten. Etwas plakativ und sehr vereinfachend titelte die NZZ in ihrer Besprechung «Historikerteams statt Dorflehrer». Dazu ist erstens festzustellen, dass an bernischen Ortsgeschichten seit jeher und heute zunehmend auch «Fachhistoriker» am Werk waren und sind. Zweitens gibt es unter den Dorflehrern hervorragende Historiker. Sogar Richard Feller begann seine Karriere als Volksschullehrer.

Zur Professionalisierung: Die äusseren Zeichen sind eine Einleitung des Herausgebers, aus welcher Methodik und wissenschaftlicher Ansatz ersichtlich sind, Endnoten am Schluss jedes Kapitels, die überprüfbare Quellenangaben liefern, ein Quellen- und Literaturverzeichnis (beim Worber Buch sind es 24 Seiten!), Abbildungsnachweise, Abkürzungsverzeichnis sowie ein umfassendes Orts-, Personen- und Sachregister. In einer editorischen Vorbemerkung werden die Editionsregeln für Quellenzitate, Schreibweisen, Interpunktion usw. festgehalten. Fremdwörter und Fachbegriffe werden im Text sofort in eckigen Klammern erklärt. Damit wird flüssiges Lesen ohne Blättern in einem Glossar ermöglicht. Wer es in Zukunft unternehmen will, am farbigen Teppich der Worber Geschichte weiterzuweben, der findet die archivalischen Schriftquellen (Findbücher) sowie Bild- und Kartenmaterial elektronisch gespeichert und im Internet zugänglich (www.worb.ch).

Zum Preis: Der Druck der 3000 Exemplare der Worber Geschichte im Umfang von 720 Seiten kostete 150 000 Franken. Die neuen Reproduktions- und Publikationstechniken haben also in den letzten Jahren zu einer fast schon sensationell zu nennenden Verbilligung der Buchproduktion geführt. Das ist eine grosse Chance für die Ortsgeschichtsschreibung. Ortsgeschichten scheitern ja eigentlich nie am Mangel an sachkundigen Verfassern, aber gelegentlich an der Sparsamkeit von Gemeindeversammlungen. Die Gemeinde Worb stellte für das Unternehmen 230 000 Franken zur Verfügung. 80 000 Franken konnten also für das eigentliche Projekt, für die wissenschaftliche Infrastrukur, für Recherchen usw. eingesetzt werden. Die Arbeit der Beteiligten wurde ehrenamtlich geleistet. Zum Vergleich: Die 1992 in 800 Exemplaren erschienene Ortsgeschichte von Bellmund im Umfang von 272 Seiten kostete 85 000 Franken, wovon 70 000 Franken Druckkosten waren.

Zum Inhalt: Die «Worber Geschichte» ist thematisch in sechs Hauptkapitel gegliedert: Siedlungsraum und Frühgeschichte; Die Menschen und ihre Gesellschaft; Herrschaft und Gemeinde; Gericht, Recht und Sicherheit; Kultur und Religion; Ökonomie und Infrastruktur. Die einzelnen Themenbereiche sind je in 5 bis 11 Unterkapitel gegliedert. Auf eine chronologische Gliederung wurde bewusst verzichtet, auch innerhalb der einzelnen Hauptkapitel. Der Herausgeber Heinrich Richard Schmidt erklärt dazu im Vorwort: «Durch die Gliederung der Beiträge stellt die vorliegende Ortsgeschichte die Menschen und ihre Gesellschaft in den Vordergrund. Ihr politisches Wollen und ihre Gestaltungs- und Handlungsspielräume erhalten vor den Zwängen der Ökonomie den Vorrang. Deshalb widmet sich dieses Buch den Bereichen Gesellschaft, Politik, Recht und Kultur/Religion, bevor die Wirtschaft thematisiert wird. Der hohe Stellenwert, der dadurch Politik und Kultur beigemessen wird, ist ein Tribut an die moderne Alltags- und Kulturgeschichte, welche auch die gewöhnlichen Menschen als Subjekte würdigt und nicht mehr als Marionetten anzusehen bereit ist, die durch die Ökonomie gleichsam am Gängelband geführt werden.»

Das kultur- und alltagsgeschichtlich ausgerichtete Werk wird durch eingestreute Geschichte(n) und Lebensbilder bereichert, darunter etwa die Biografien des Auswanderers und Kolonisators Christoph von Graffenried, des Regierungsrates Karl Könitzer, der Bierbrauerlegende Gottfried Egger, des Erbauers der Kirchenfeldbrücke Gottlieb Ott, aber auch die bewegende Geschichte der Unterschichtsfrau und «Mordbrennerin» Anna Mosimann.

Beeindruckend ist das weite Themenspektrum. Zeitlich liegt das Schwergewicht im 18. und 19. Jahrhundert. Die in vielen traditionellen Ortsgeschichten wuchernde Ur- und Frühgeschichte von der jüngeren Steinzeit bis zur Römerzeit wird knapp auf zehn Seiten im ersten Hauptkapitel abgehandelt, das schwergewichtig dem Siedlungsraum gewidmet ist. Hingegen kann man die Frage stellen, ob dem 20. Jahrhundert nicht etwas mehr Gewicht hätte eingeräumt werden können. Über den Prozess der Suburbanisierung, der Agglomerationsbildung und die damit einhergehenden politischen und soziokulturellen Prozesse und Veränderungen hätte man gerne noch etwas mehr erfahren. Aber das ist leicht zu verschmerzen bei der Fülle der behandelten Themen, die hier nicht einzeln aufgezählt werden können. Man darf einfach erfreut feststellen, dass das Werk sowohl für historisch interessierte Bürgerinnen und Bürger, Worber und Nichtworber als auch für Fachhistoriker spannende, anregende und bereichernde Lektüre bietet.

Christoph Zürcher

Rauscher, Heinz: Pieterlen und seine Nachbarn. 2000 Jahre Geschichte und Geschichten. Band 2: Vom Vorabend der Reformation bis zum Vorabend der Revolution. Büren a.A.: Vereinigung für Heimatpflege Büren (Hornerblätter, 2004). 80 S., ill.

Zwei Jahre nach dem ersten Band präsentiert Heinz Rauscher in den «Hornerblättern» den zweiten Band seiner auf insgesamt drei Bände veranschlagten Ortsgeschichte. Er widerlegt damit die kürzlich in der «Neuen Zürcher Zeitung» geäusserte Ansicht, dass nur noch professionelle Teams von Historikern Ortsgeschichte schreiben könnten.

Was den ersten Band auszeichnete, das gilt auch für den zweiten: Einbettung der Ortsgeschichte in den grösseren regionalen und allgemeingeschichtlichen Zusam-

menhang, flüssig geschriebener straffer Text, gut ausgewählte Illustrationen, Pläne und Karten, sorgfältiges Register der Sachbegriffe, Personen- und Ortsnamen sowie aufschlussreiche und weiterführende Bibliografie. Rauscher macht seinen Blickwinkel in der Einleitung klar: «Während dieser sogenannten Neuzeit, also zwischen 1500 und 1800, fand eine Aufwertung des Menschen, des Individuums statt, und die unteren Gesellschaftsschichten versuchten, sich von Adel und Geistlichkeit zu emanzipieren. Schliesslich wurden mit der amerikanischen und französischen Revolution am Ende des 18. Jahrhunderts die Grundlagen geschaffen für eine spätere Demokratisierung unserer Gesellschaft. Parallel dazu machte sich auch der wirtschaftende Mensch selbständiger, und sein Streben – weg von der solidarischen Gemeinschaft hin zu mehr persönlichem Gewinn – bereitete die Industrialisierung vor.» Entlang dieser Leitlinie breitet der Autor eine Fülle von Einzelthemen, Überblickskapiteln, mentalitätsgeschichtlichen Betrachtungen und historischen Miniaturen aus. Thematisch ergibt sich eine Dreigliederung. 1) Reformation – Biel – Fürstbistum, 2) Ancien Régime – Grenzen/Abgrenzungen – lokale Selbstverwaltung, 3) Historische Längsschnitte: Wälder und Holznutzung, das gedruckte Wort, Solddienste, Geschichte der Familie Wildermeth von Biel und Pieterlen und eine kurz gefasste Geschichte des Fürstbistums Basel und der Abtei Bellelay. Der dritte, abschliessende Band soll spätestens 2009 erscheinen. Der Berichterstatter freut sich darauf.

Christoph Zürcher

Kuert, Simon (Red.): «Metall – Textil – Porzellan – Frites und Chips». Ein Beitrag zur Wirtschaftsgeschichte Langenthals. Langenthal: Stiftung zur Förderung wissenschaftlich-heimatkundlicher Forschung über Stadt und Gemeinde Langenthal, 2004 (Langenthaler Heimatblätter, 2004). 343 S., ill.

Der neueste Band der «Langenthaler Heimatblätter», wie üblich von Simon Kuert vorbildlich betreut, konzentriert sich auf die Wirtschaftsgeschichte Langenthals, die auf stattlichen 343 Seiten ausgebreitet wird.

Einleitend zeichnet Max Jufer auf 60 Seiten die wirtschaftliche Entwicklung Langenthals von den Anfängen bis zum Beginn des Industriezeitalters um 1860 nach. Das ist verdienstvoll, datiert doch die letzte Arbeit zur industriellen Entwicklung Langenthals von 1938 (Walter Wegmüller). Jufer fasst die seither verstreut und in Einzelaufsätzen erschienene Literatur zum Thema übersichtlich zusammen. Ergänzt wird dieser Überblick durch Simon Kuert mit den Kurzbiografien der bedeutendsten Langenthaler Industriepioniere um die Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert: Nationalrat Johann Bützberger (Bahnbau), Hector Egger (Architekt und Baumeister), Nationalrat Johann F. Gugelmann und Arnold Gugelmann (Textilunternehmer), Jakob Baumberger (Bierfabrikant), Jakob und Ulrich Ammann (Maschinenfabrikanten), Adolf Grossenbacher (Weinhändler), Friedrich Baumann (Leinenweberei), Fritz Grogg (Nutzfahrzeugfabrikation) und Arnold Spychiger (Gründer der Porzellanfabrik). Grundlagen der Biografien sind meist die entsprechenden Artikel des im Erscheinen begriffenen Historischen Lexikons der Schweiz.

Am Schluss des Bandes blickt Stadtpräsident Hans-Jürg Käser mit einer präzisen Analyse des Ist-Zustandes und einer Vision des Werkplatzes Langenthal um 2020 in die Zukunft. Die Stagnationszeit der Neunzigerjahre bildete eine eigentliche Zäsur in der Langenthaler Wirtschaftsgeschichte. Traditionsreiche Unternehmen ver-

schwanden, in einem mühsamen, mit Opfern verbundenen Transformationsprozess sucht auch Langenthal seinen Weg ins postindustrielle Zeitalter der Dienstleistungen und der Chips. 10 000 Arbeitsplätze bietet Langenthal heute, es könnten mehr sein.

Zwischen diesen beiden Klammern des Rückblicks und der Einführung breitet der Band einige Beispiele aus der grossen Vielfalt der Langenthaler Wirtschaftsgeschichte in Einzeldarstellungen aus: die Ammann-Unternehmungen, die Geschichte der drei von den gleichen Gründern stammenden Textilunternehmen Leinen Langenthal, Création Baumann und Lantal Textiles, die Geschichte des Langenthaler Porzellans, die Geiser Holding (Handel mit Agrarprodukten und Herstellung von Kartoffelerzeugnissen), die Geschichte der Langenthaler Bierbrauerei, die Schmiermittelfabrik Bucher Motorex, die sehr verwickelte und in rasantem Tempo ablaufende Geschichte eines Langenthaler Informatik-Unternehmens, das um 1970 aus dem Rechenzentrum der Textilfirma Gugelmann entstanden war, 1989 in die ATAG Informatik einging und schliesslich 2001 bei der T-Systems Schweiz der deutschen Telekom landete. Das letzte Beispiel zeigt, wie von Langenthal aus auch im 20. Jahrhundert Pionierarbeit geleistet wurde, als Gugelmann 1961 einen der ersten IBM-Grosscomputer der Schweiz in Betrieb nahm, und Impulse weit über Langenthals Grenzen hinausgingen.

Der Band berücksichtigt mit Recht zwei Bereiche der Wirtschaft, die für die Entwicklung des Wirtschaftsstandortes Langenthal entscheidend waren: Bankwesen und Energieversorgung. Die Geschichte des Kraftwerks Wynau wird anhand der Jubiläumsschrift «100 Jahre Elektrizitätswerke Wynau AG 1895–1995» rekapituliert. Für die zusammenfassende Geschichte der beiden Langenthaler Banken (Ersparniskasse des Amtes Aarwangen und Bank in Langenthal) standen ebenfalls Jubiläumsschriften zur Verfügung. Beide Banken endeten über den Umweg des Bankvereins in der UBS.

Am interessantesten sind die Beiträge, die nicht auf Publikationen aufbauen, sondern als neue Texte teilweise von ehemaligen Kaderleuten oder Inhabern der betreffenden Firmen stammen. Am eindrücklichsten und sehr lesbar sind die Beiträge von Hans Baumberger (Langenthaler Bier) und Edy Bucher (Motorex).

Christoph Zürcher

Am Acher, Paul: Axalp, Geschichte und Poesie. Ringgenberg: Am Acher Verlag, 2004. 160 S., ill. ISBN 3-9522179-1-3.

Die traditionellen Kur- und Ferienorte des Berner Oberlandes haben in den letzten Jahren mehr oder weniger alle ihre Monografie erhalten. Für die nicht ganz so alten und nicht ganz so prominenten Ferienplätze der Berner Alpen erscheinen derzeit ebenfalls Bücher und Broschüren, meist eher in bescheidenem Format. Am Achers Buch über die Axalp ob dem Brienzersee geht nicht nur im Format über die Konventionen hinaus. Seine Texte behandeln Natur und Geschichte, wie sich das gehört, und dazu schlichtweg alle Themen, die einen Einheimischen oder einen Touristen dort interessieren könnten: Menschen, Urlaubsstimmung, Sagenwelt, Infrastruktur, Alpwirtschaft, Wintersport usw. Die historischen Aufsätze behandeln Themen von der Urgeschichte über die alten Alprechte und Bergbauernschicksale bis zum Skisport, Motorradausflügen und den Flugübungen der Armee. Manchmal hält der

Autor sich bei den kleinsten Dinge auf, dann wieder schweift er weit aus, etwa um die Pferche zu erklären bis nach Griechenland. Der Nachteil des Buches, dass die Reihenfolge der einzelnen Kapitel nicht unbedingt einsichtig ist, gereicht ihm auch zu einem Vorteil, vermutlich ganz im Sinne des Publikums. Es ist ein Lesebuch, in dem man bei irgend einem Kapitel beginnen kann, vorwärts- und zurückblätternd. Die Texte gehen selten in die Tiefe, es ist ja auch keine wissenschaftliche Publikation, sie sind aber angenehm zu lesen, unterhaltsam und doch auch informativ. Die freundliche Gestaltung ist aufgelockert durch historische schwarzweisse und aktuelle Farbfotos, ergänzt mit Zeichnungen und Karikaturen, Gedichten und Gästebucheinträgen. Wer sich im Quellennachweis informiert, woher denn Am Acher sein reiches Wissen hat, der stösst neben der üblichen Literaturliste auf eine stattliche Anzahl mündlicher Informantinnen und Informanten. Diese Berichte und Erinnerungen tragen das ihre bei, dem Buch einen Charme zu geben, der es über das Niveau eines gewöhnlichen Heimatbuches hebt.

Quirinus Reichen

Schatzmann, Urs et al. (Hrsg.): Denkschrift Veterinärmedizinische Fakultät Bern, 1900–2002. Bern: Verlag Hans Huber, 2004. 124 S., ill. ISBN 3-456-84198-1.

Die Fusion der Veterinärmedizinischen Fakultät Bern mit der Zürichs zur Vetsuisse von 2003 bot Anlass zur Rückschau auf gut 100 Jahre Berner Fakultätsgeschichte. In der «Denkschrift Veterinärmedizinische Fakultät Bern 1900–2002» wird der Bogen von der ersten schweizerischen Tierarzneischule über die «thierärztliche Abteilung» der Medizinischen Fakultät zur eigenständigen Veterinärmedizinischen Fakultät und zur heutigen Vetsuisse gespannt. Das 124 Seiten starke Buch bietet eine Übersicht auf 102 Jahre Strukturen, Lehrangebote und Gebäulichkeiten der Veterinärmedizin in Bern. Ein spezielles Kapitel ist der tierärztlichen Studentenschaft und den ersten Veterinärmedizinerinnen der Schweiz gewidmet.

Die Denkschrift enthält, mit Ausnahme der Schlussbetrachtung zum Vetsuisse-Projekt und etlicher Ergänzungen, keine eigenen, neuen Beiträge. Sie bietet Reprints von Artikeln, die in den letzten 40 Jahren im «Schweizer Archiv für Tierheilkunde» sowie in den Klassikern Theodor Oskar Rubelis und der Hochschulgeschichte von 1984 erschienen sind. Aufwändig ausgearbeitete Listen der Dekane, Rektoren und des Lehrkörpers, der Ehrendoktoren, Haller-Medaillenträger und Fakultäts-Preisträger leisten gute Dienste als Nachschlagewerk. 42 alte und neuste Abbildungen sowie 17 Tabellen lockern die «besinnliche Erinnerungsschrift» an die «geliebte» Fakultät auf.

Franziska Rogger

Aerni, Agathon; Belenet, Régis de: Résidences de France en Suisse. Milano: Skira, 2004. 109 S., ill. ISBN 88-8491-841-3.

Die vorliegende Publikation befasst sich mit der Geschichte der Botschaftsgebäude Frankreichs in der Schweiz. Die Buchidee stammt von Régis de Belenet, der selbst zwischen August 2000 und Dezember 2001 Botschafter der «Grande Nation» in Bern war. Als zweiten Autor konnte er Agathon Aerni gewinnen, der schon verschiedene detailreiche Publikationen zu ausländischen Vertretungen in der Schweiz und zu Staatsbesuchen verfasst hat.

Ständige Vertretungen von Staaten kamen erst im 15. Jahrhundert auf. Vorher kannte man nur Gesandte für zeitlich begrenzte Missionen. Sie stiegen für die Dauer der Verhandlungen in einem Hotel ab oder mieteten sich sonst irgendwo ein. Mit der Einrichtung permanenter Vertretungen beginnt die Geschichte der Botschafts- und Kanzleigebäude. Frankreich ernannte 1522 zum ersten Mal einen ständigen Botschafter für die Eidgenossenschaft. Er wählte sich 1530 Solothurn als Wohnsitz. Das erste Kapitel des Buches ist folgerichtig den Solothurner Adressen des «Résident de la France» gewidmet. 1792 zog er nach Baden um. Es folgten Aufenthalte in Basel, Aarau, Luzern, und 1799 liess er sich schliesslich in Bern nieder. Bis 1880 sind daneben auch immer wieder längere Aufenthalte in Luzern und vor allem in Zürich belegt.

Wo sich die französische Residenz in Bern während der ersten Jahre des 19. Jahrhunderts befand, lässt sich nicht mehr eruieren. Zwischen 1811 und 1832 mietete Frankreich dann den Erlacherhof und ab 1834 den Ostflügel des Stiftsgebäudes. Ab 1838 logierte der Botschafter in der Villa Illmenhof (heute Schlösslistrasse Nr. 9). Für die ersten Jahre nach der Gründung des Bundesstaates sind die Adressen der Kanzlei bekannt, diejenigen der Residenzen jedoch nur zum Teil. Die Botschafter zogen oft um und mieteten sich manchmal auch in Hotels ein. 1880 gelang es dann, ein Haus zu kaufen, nämlich die Villa Favorite (heute Schanzeneckstrasse 27). Frankreich war damit der erste Staat, der in Bern für seine diplomatische Vertretung Eigentum erwarb. 1907 tauschte Frankreich die Villa Favorite gegen die Villa Sulgeneck an der Sulgeneckstrasse 44, welche auch heute noch Residenz des französischen Botschafters ist.

Die verschiedenen Liegenschaften dienen den Autoren als Gerüst des Buches, an dem sie viele Zusatzinformationen anhängen. Der Schwerpunkt liegt bei der Besitzergeschichte. Bei der Villa Sulgeneck gehen die Autoren auch auf einzelne Ereignisse ein, bei welchen Frankreich in Bern in Erscheinung trat, zum Beispiel die Einweihung des Weltpostdenkmals 1909 oder der Staatsbesuch des französischen Präsidenten Armand Fallières ein Jahr später. Zudem erhält man Einblick in die reiche Kunstsammlung der Residenz. Die Auswahl der Informationen scheint vor allem aufgrund der zur Verfügung stehenden Quellen vorgenommen worden zu sein. Dem Buch liegt keine eigentliche Fragestellung zugrunde, für die Autoren ist erzählenswert, was irgendwie mit einer der Liegenschaften in Verbindung steht. Man mag das als etwas konzeptlos empfinden, es führt aber auch dazu, dass das Buch interessante Informationen beinhaltet, die man in einer Publikation mit dem Titel «Résidences de France en Suisse» nicht unbedingt erwarten würde. Besonders in den Kurzbiografien über verschiedene bernische Persönlichkeiten im Anhang finden sich etliche Angaben, die vor allem stadtgeschichtlich Interessierten neue Zusammenhänge aufzeigen können. Ein Plus des Buches sind die sehr schönen Abbildungen, insbesondere von Kunstgegenständen aus der Villa Sulgeneck, und die grafische Gestaltung allgemein. Umso bedauerlicher ist es, dass offenbar beim Lektorat nicht dieselbe Sorgfalt angewandt wurde. So sind zum Beispiel einige Fussnoten falsch nummeriert, und längst nicht bei allen erwähnten Personen werden die Lebensdaten vollständig angeführt.

Susanna Bühler

Schnell, Dieter et al.: Rettet die Altstadt! Bern – vom Sanierungsfall zum Weltkulturerbe. Bern: Berner Heimatschutz, Regionalgruppe Bern, 2005. 160 S., ill. ISBN 3-033-00403-2.

Seit hundert Jahren gibt es in der Schweiz den Heimatschutz, auf schweizerischer wie auch auf lokaler Ebene. Anlässlich dieses runden Geburtstags gab die Regionalgruppe Bern mit einer Ausstellung im Kunstmuseum Bern Einblick in die Baugeschichte der Berner Altstadt im 20. Jahrhundert. Der Abbruch des Christoffelturms und seine Folgen, die Sanierung von Nydegg und Badgasse, der Umbau des Casinoplatzes, die Utopien des selbst ernannten Stadtplaners Reinhold Rosner, die Diskussionen um das Klösterliareal sowie die Demonstration gegen den Abbruch der Ischi-Häuser 1954 waren zentrale Themen der Ausstellung. Zudem zeigte sie die Entstehung des Stadtmodells aus den 1950er-Jahren, das heute im Historischen Museum zu sehen ist. Auch die Restaurierung des Rathauses und das gescheiterte Projekt eines «Kultur- und Gemeinschaftszentrums Predigergasse» fanden ihren Platz.

All diese Themen vertieft eine sehr schön gestaltete, reich bebilderte und gut lesbare Begleitpublikation. In den Gründungszeiten des Heimatschutzes sprach noch niemand von einer Berner Altstadt. Wie Dieter Schnell – der Hauptautor der Publikation – in der Einleitung aufzeigt, wandelte sich der Stadtkern in den Köpfen der Bernerinnen und Berner erst allmählich während der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts vom Sanierungsfall zur schützenswerten «Altstadt». In verschiedenen Beiträgen stellt Schnell die Themen der Ausstellung dar. Dabei gelingt es ihm, anhand verschiedener Beispiele wie des Neubaus des Konservatoriums (1937–1940) oder der Restaurierung des Berner Rathauses (1940–1942) den Wandel in der Wahrnehmung der Altstadt aufzuzeigen. Ein Zeitdokument ist der Text über die Ischi-Häuser zwischen Gerechtigkeits- und Junkerngasse und die Demonstration zu deren Erhalt auf dem Münsterplatz vom 6. März 1954, verfasst von Hermann von Fischer 1956. Dieter Schnell ordnet dieses Ereignis in die Stadtgeschichte ein und würdigt dessen Einfluss auf die Bauordnung von 1955. Ausserdem gibt er einen fundierten Überblick über die Projekte zur Altstadtsanierung der 1930er- bis 1950er-Jahre.

Der Beitrag von Martin Fröhlich zur Berner Stadtentwicklung in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts ist hingegen oberflächlich geraten. Wohl in der Absicht, unterhaltend zu bleiben, schleichen sich hier undifferenzierte Werturteile ein. So schreibt der Autor zur Standortwahl des Bahnhofs: «Den Entscheidungsträgern in dieser fatalen Planung hätte längst ein Denkmal für die ‹Dümmsten Berner› errichtet werden müssen.» Es ist etwas einfach und billig, 150 Jahre später der Klügere zu sein.

Selbstverständlich fehlt in der Jubiläumsschrift nicht der Blick auf die gefeierte Institution. Der Beitrag von Esther Wetli zur Entstehung der Denkmalpflege im Kanton Bern ist kurz gehalten und beschränkt sich auf die Darstellung der wichtigsten Etappen in der Institutionalisierung der Denkmalpflege. Interessant sind die Beiträge von Thomas Telley über die Aufnahme der Berner Altstadt in die Welterbeliste der Unesco 1983 sowie zur Sanierung und Restaurierung der Häuser an der Junkerngasse, die im Januar 1997 bei einem Grossbrand stark beschädigt wurden. Die Vorstellungen von Michael Locher zum «Embellissement», einer städtebaulichen Aufwertung durch gezielt platzierte Neubauten am Rand der Altstadt, runden den Band ab.

Anna Bähler

Bäschlin, Elisabeth (Hrsg.): Wohnort Grossüberbauung. Das Tscharnergut in Bern. Wabern-Bern: Benteli, 2004. 103 S., ill. ISBN 3-7165-1355-5.

Das Tscharnergut in Bümpliz ist vielen Bernerinnen und Bernern ein Begriff, sei es als städtebauliche Pionierleistung oder aber – und dies ist wohl häufiger der Fall – als Paradebeispiel für verfehlte Planung, schlechte Wohnsituation oder Entwurzelung der Bewohnerinnen und Bewohner. Eine im letzten Jahr erschienene Publikation über das Tscharnergut ermöglicht es, die Entstehungsgeschichte dieser Wohnsiedlung in die Zeitgeschichte einzuordnen und die Besonderheiten des Tscharnerguts kennen zu lernen.

Die Herausgeberin Elisabeth Bäschlin ist Lektorin für Kulturgeografie an der Universität Bern und Spezialistin für Raumplanung, Städtebau und Stadtentwicklung. Sie zog 1960 als Jugendliche in das Tscharnergut. Ein Glücksfall, der auch das Buch prägt: Als Bewohnerin erlebte sie die Entwicklung der Siedlung mit; als Geografin ist sie in der Lage, sich mit dieser wissenschaftlich auseinander zu setzen und sie zu analysieren.

Die Publikation richtet sich an einen weit gespannten Kreis von Leserinnen und Lesern. Einerseits spricht sie die Menschen an, welche im Tscharnergut wohnen und dessen Entstehung und Entwicklung miterlebten. Andererseits ist sie auch interessant für ein Publikum, das mehr wissen möchte über die Entwicklung des modernen Städtebaus allgemein und der Gesamtüberbauungen im Besonderen.

Für die Historikerin und den Historiker wird das Buch da spannend, wo die Autorinnen und Autoren Einblick geben in die Besonderheiten der Planungs- und Baugeschichte des Tscharnerguts. In der Bauherrschaft, zusammengesetzt aus gemeinnützigen Baugesellschaften, befanden sich Leute mit unterschiedlichen politischen und weltanschaulichen Ansichten. Zusammen mit den Architekten und der Architektin – die selbstverständliche und gleichberechtigte Integration einer Frau ins Planungs- und Bauteam ist einmalig – arbeiteten sie an einem gemeinsamen Ziel: der Erstellung von preisgünstigen Familienwohnungen ohne spekulativen Gewinn.

Die Freizeitanlage trug viel zur Lebensqualität im Tscharnergut bei. Die Architekten und die Architektin verlangten die Einrichtung als Gegenleistung von der Stadt, als diese eine Erhöhung der Geschosszahl forderte, um das Land intensiver zu nutzen. Das Konzept zur Freizeitanlage wurde mit der Vereinigung Pro Juventute erarbeitet. Ebenso interessant ist die Geschichte des Aussenraums, der von Anfang an als autofreie Grünzone geplant war, als ein Landschaftspark für das ganze Quartier. Besondere Beachtung fanden hier die Bedürfnisse der Kinder: Ziel war die Schaffung einer «Allmend des Kindes».

Mit ihren detailreichen Kenntnissen zeigen die Autorinnen und Autoren des Buches die Besonderheiten in der Entstehungsgeschichte des Tscharnergutes auf, betten diese jedoch in das sozioökonomische, weltanschauliche und politische Umfeld der 1950er-Jahre ein. Damit ist eine Publikation entstanden, die durch ihren Facettenreichtum und gute Lesbarkeit tatsächlich ein grosses Publikum anzusprechen vermag. Illustriert mit zahlreichen Schwarzweissbildern, vermittelt sie ein lebendiges, vorwiegend positives Bild der Siedlung, eine Perspektive, die derjenigen der Bewohnerinnen und Bewohner entspricht.

Anna Bähler

Baeriswyl, Armand: Die Kirche Utzenstorf, ehem. St. Martin. Bern: Gesellschaft für Schweizerische Kunstgeschichte, 2004 (Schweizerische Kunstführer, Serie 75, Nr. 748). 32 S., ill. ISBN 3-85782-748-3.

Dähler, Michael: Die Kirche Scherzligen Thun. Bern: Gesellschaft für Schweizerische Kunstgeschichte, 2004 (Schweizerische Kunstführer, Serie 77, Nr. 761). 42 S., ill. ISBN 3-85782-761-0.

Ehrensperger, Ingrid; Hafner, Albert; Ruoff, Eeva: Sutz-Lattrigen. Bern: Gesellschaft für Schweizerische Kunstgeschichte, 2004 (Schweizerische Kunstführer, Serie 76, Nr. 756). 50 S., ill. ISBN 3-85782-756-4.

Hug, Regula; Maurer, Hans; Gugger, Hans: Münsingen. Bern: Gesellschaft für Schweizerische Kunstgeschichte, 2004 (Schweizerische Kunstführer, Serie 77, Nr. 762/763). 70 S., ill. ISBN 3-85782-762-9.

Die Gesellschaft für Schweizerische Kunstgeschichte (GSK) hat in ihrer bekannten Kunstführer-Reihe im letzten Jahr vier neue Hefte herausgegeben, die zwei Kirchen und zwei Gemeinden im Kanton Bern vorstellen. Anlass für die Führer gaben zuvor fertig gestellte Bauinventare beziehungsweise jüngste Restaurierungen und Bauuntersuchungen, die zu neuen Erkenntnissen führten.

Die *Kirche Utzenstorf* ist in ihren Ursprüngen romanisch und erhielt ihre heutige Form 1522. Damals hatte Niklaus von Diesbach, zwischen 1500 und 1528 Pfarrherr der Kirche, den polygonalen Chor der schon mehrfach vergösserten Kirche neu bauen lassen. Die Bauuntersuchung anlässlich der Aussenrestaurierung (1996–1998) führte zur Rekonstruktion der ursprünglichen Gestaltung mit tufffarbenem Putz und roten Fugenstrichen, was das Aussehen der Kirche deutlich veränderte. Der an der Massnahme beteiligte Archäologe und Mittelalterhistoriker Armand Baeriswyl beschreibt auf zwei Rundgängen die baulichen und gestalterischen Veränderungen bis in unsere Tage und zeigt dabei auch die geschichtlichen Hintergründe auf. Entsprechend seiner nationalen Bedeutung wird dem in die Chorfenster eingelassenen Wappen- und Figurenscheibenzyklus von 1522 ein Drittel des Hefts gewidmet. Die jeweils ganzseitig abgebildeten acht Scheiben, in denen sich die Stifter des kostspieligen Chorumbaus verewigen liessen, gehören zu den besten Glasmalereien der Frührenaissance im Kanton Bern. Ein Grundriss mit den verschiedenen Bauphasen der Kirche und Rekonstruktionszeichnungen des Triumphbogens, welche die Besucher übrigens vor Ort auf Tafeln wiederfinden, veranschaulichen das heute Unsichtbare. Das besonders für Nicht-Mittelalterhistoriker hilfreiche Glossar im Anhang, in dem auch architekturhistorische Fachbegriffe erklärt werden, dient zusätzlich dem besseren Verständnis.

Eigentlich, so denkt man, sei über die berühmten Thunerseekirchen schon alles gesagt, zumal über diejenigen, die als gut erforscht gelten. Die *Kirche Scherzligen in Thun*, deren älteste Teile aus der Zeit um 500 stammen und die zu den Wallfahrtskirchen am Pilgerweg nach Santiago de Compostela zählte, war besonders im 14. und 15. Jahrhundert von grosser Bedeutung, die sie mit der Reformation 1528 schlagartig verlor. Nach wechselvoller Geschichte erhielt die Kirche erst 1977 wieder eine eigene Pfarrei. Seit Max Grütters Monografie von 1929 haben nun einerseits die archäologischen Grabungen zwischen Turm und Chor (1989, publiziert von Daniel Gutscher) sowie die erst vor zwei Jahren abgeschlossene Innenrestaurierung

(2002/03) das Wissen über die Geschichte der Kirche, aber auch um ihre Innenausstattung sichtbar erweitert. Während dieser letzten Restaurierung wurden zu den bereits 1922 entdeckten Wandmalereien im Chor weitere Fresken von 1380 gefunden, unter anderem eine absolute Seltenheit der Ikonografie – die Darstellung Gottvaters, der das Jesuskind herzt –, die in keinem Lexikon vorkommt. Der weiche Stil dieser Malereien ist nach jetzigem Kenntnisstand ebenfalls einmalig im Kanton Bern. Der Autor, Theologe und Fachmann für die tausendjährigen Thunerseekirchen, weiss besonders die theologischen Zusammenhänge und Besonderheiten der Malereien, mit denen die Kirche reich ausgestattet ist, detailliert aufzuzeigen. Die bau- und kunsthistorischen Informationen stehen ihnen jedoch in nichts nach. Leicht irreführend sind die wie Fotos wirkenden und nicht als solche bezeichneten Computer-Rekonstruktionen früherer Zustände. Und die aufgezählten Superlative auf der hinteren Umschlagseite, die zwar inhaltlich richtig sind, aber marktschreierisch dargeboten werden, hat die kleine, hoch bedeutende Kirche, die der Autor mit Recht «ein wahres Schmuckkästchen» nennt, gar nicht nötig.

Die Gemeinde *Sutz-Lattrigen* am Bielersee ist einem breiteren Publikum durch die 1854 entdeckten und bis auf das frühe 4. Jahrtausend zurückgehenden prähistorischen Pfahlbausiedlungen bekannt. Der Archäologe Albert Hafner fasst die Forschungen der Unterwasserarchäologie der letzten 150 Jahre konzis zusammen und unterlegt sie mit anschaulichen Plänen. Anschliessend werden die beiden Hauptsehenswürdigkeiten vorgestellt, die Kirchhofgruppe eher knapp und ausführlich das von Rütte-Gut. Das ursprünglich Tscharnersche Landgut aus dem 16. Jahrhundert ist das letzte erhaltene seiner Art von ehemals 30 Berner Patriziersitzen am Bielersee. Der Architekt Friedrich Ludwig von Rütte baute es sich 1870/71 zum eigenen Sommersitz um (heute Stiftung von Rütte-Gut). Die Kunsthistorikerin Ingrid Ehrensperger vermittelt seine Geschichte mit teils sehr detaillierten Angaben zu Bau und Ausstattung. Der Text ist mit viel – vor allem historischem – Bildmaterial versehen; die exzellenten Blumen- und Tierstillleben, die im späten 19. Jahrhundert auf Täfer und Wände gemalt wurden, verdienen die grossformatigen Farbfotos. Abschliessend nimmt die Gartenhistorikerin Eeva Ruoff die Leserschaft mit auf einen Spaziergang durch den Landschaftsgarten und teilt dabei viele Details zu historischer Gestaltung und Bepflanzung mit. Zusätzlich bekommt man viele biografische Informationen über einzelne Mitglieder der Familien Tscharner und von Rütte/de Rutté.

Auch die Gemeinde *Münsingen* hat eine weit in die Vergangenheit reichende Vorgeschichte. So ist dem ersten Teil, einem systematischen Überblick zu Geschichte, Siedlungsentwicklung sowie Gewerbe und Industrie, zu entnehmen, dass der Ort mit dem Gräberfeld Münsingen-Rain (5.–2. Jahrhundert vor Christus) «einen der wertvollsten Fundkomplexe zur keltischen Geschichte in Europa» besitzt. Für den zweiten Teil haben die Autoren die der Objektdichte angemessene Form von Rundgängen gewählt. Die Architekturhistorikerin Regula Hug (die ebenfalls das Bauinventar der Gemeinde mit erarbeitet hat) sowie die Lokalhistoriker Hans Maurer und Hans Gugger stellen in drei historisch-topografisch angelegten Rundgängen einzelne Objekte vor. Dabei verknüpfen sie Beschreibungen und (bau)geschichtliche Daten elegant und kurzweilig. Sehr nützlich ist die Nummerierung der Objekte im Text, die auf zwei Karten und einem Verzeichnis wieder zu finden sind und so eine gezielte namentliche oder topografische Suche ermöglichen. Besonders deutlich wird im historischen ersten Teil die Entwicklung Münsingens von der Herrschaft im 16. Jahrhundert mit zwei Schlössern über Bahnbau und Gewerbeansiedlung im 19. Jahrhundert und die Gründung der damals ungewöhnlich grossen Irrenanstalt

(dem heutigen Psychiatriezentrum), zur 1998 ausgezeichneten «Energiestadt», also «vom Handwerker- und Bauerndorf zum Grossdorf mit städtischen Zügen», wie die Autoren es nennen. Anhand der 64 beschriebenen und sehr gut abgebildeten Einzelbauten und Anlagen zeigt sich, dass trotz der Verdichtung des Ortes im 20. Jahrhundert zahlreiche historische Wohn-, Gewerbe- und öffentliche Bauten aus dem 17. bis zum 19. Jahrhundert erhalten geblieben sind. Und wer es noch nicht wusste, erfährt, dass das berühmte Büromöbelsystem USM Haller in den 1960er-Jahren von Münsingen aus seinen Zug in die Welt nahm.

Die Autorinnen und Autoren aller vier Hefte leiten die Lesenden kenntnisreich, gezielt und kurzweilig durch die dargestellten Objekte. Der – je nach Gegenstand leicht variierende, aber generell einheitliche – Aufbau der Führer (Lage, Geschichte, Baugeschichte, Beschreibung, Würdigung) ist klar und übersichtlich und ermöglicht auch Erstbenutzern einen schnellen Einstieg. In grafisch abgesetzten Feldern werden zusätzliche Informationen zu Personen und Ereignissen mitgeteilt oder Fachbegriffe erklärt. Die Abbildungen – Fotos, Pläne und Umzeichnungen – sind in Auswahl und Qualität durchwegs sehr gut, wenn auch die Randbilder, durch das Layout bedingt, des öfteren etwas gar klein gerieten. Die mitunter ausführlichen Bildlegenden schaffen eine elegante Verbindung zum Text. Alle vier in 1. Auflage erschienenen Führer – durch die GSK bei Redaktion, Lektorat und Layout hervorragend betreut – bieten nicht nur einen jeweils umfassenden Überblick, sondern zugleich viele vertiefte Einblicke in Geschichte und Eigenheiten der behandelten Denkmäler und Orte.

Sabine Schlüter

Müller, Felix; Lüscher Geneviève: Die Kelten in der Schweiz. Stuttgart: Theiss, 2004. 200 S., ill. ISBN 3-8062-1759-9.

Der deutsche Theiss-Verlag hat ein reich bebildertes Buch zur aktuellen Archäologie der Kelten in der Schweiz herausgegeben. Als Autoren konnten dafür zwei bekannte Schweizer Keltenforschende gewonnen werden. Der Autor und die Autorin wollen ihr Buch als eine Art «Übersetzung» der vielen – für Laien oft schwer zugänglichen oder eben schwer verständlichen – Fachpublikationen verstanden wissen.

Die heutige Forschung arbeitet immer noch mit einer Epochengrenze um 500 vor Christus, obwohl man erkannte, dass sich die jüngere Eisenzeit (so genannte Latènezeit) von der vorangehenden älteren Eisenzeit (so genannte Hallstattzeit) nicht wesentlich absetzt. Der Aufbau des Buches folgt ebenfalls dieser Chronologie, allerdings unter dem Blickwinkel der historischen Entwicklung. So wird die Hallstattzeit als «Ruhe vor dem Sturm», die frühe Latènezeit als «eine Welt, die in Bewegung gerät», und schliesslich die mittlere und späte Latènezeit als «auf dem Weg zur Hochkultur» betitelt.

Schriftlich erwähnt werden die Kelten erstmals 500 vor Christus von Hekateios von Milet, einem griechischen Historiker. Er erwähnt, dass ihr Land nördlich von Massalia, dem heutigen Marseille, liege. Die Kelten selbst entwickelten keine eigene Schrift. Sie benutzten das etruskische, lateinische oder griechische Alphabet. Ein viel zitiertes Beispiel dafür ist das in der Zihl bei Port gefundene Schwert mit dem in griechischen Buchstaben geschriebenen Namen «Korisios».

Archäologisch erforscht wurden die Kelten der Schweiz seit dem 19. Jahrhundert. Die Ausgrabungen auf der Berner Engehalbinsel und der grosse Friedhof bei Münsin-

gen brachten reiche Funde zutage, die als Grundlagenmaterial auch in der heutigen Forschung noch eine Rolle spielen. Die 1857 entdeckte Fundstelle La Tène am Neuenburgersee wurde sogar namengebend für die Späteisenzeit ganz Europas.

In vielen kleinen und spannend geschriebenen Unterkapiteln werden die Facetten der keltischen Kultur zu einem Ganzen gefügt. Kunst, Kultur, Wirtschaft und Religion der Kelten werden so lebendig. Aber auch die Konfrontation und Begegnung mit den Römern wird als wichtiges Kapitel keltischer Geschichte geschildert. Hier erhält die Archäologie Unterstützung durch einen berühmten Chronisten: Gaius Julius Cäsar.

In «Keltisches Erbe in römischer Zeit» schildern Müller und Lüscher, wie die besiegten Kelten in das römische Reich integriert wurden. In dieser Epoche der Romanisierung sind die keltischen Wurzeln im Gebiet der heutigen Schweiz noch gut fassbar. Besonders schön kommt dies bei den recht zahlreich überlieferten Personennamen zur Geltung. Als Beispiel sei hier eine Frau namens Emilia erwähnt. Sie lebte auf der seit keltischer Zeit bewohnten Berner Engehalbinsel, wo ihr Name – eingeritzt auf einer Tonscherbe – überliefert wurde. Wäre sie eine Stadtrömerin gewesen, hätte sie sich Aemilia geschrieben.

Mit dem vorliegenden Buch ist ein differenziertes und buntes Bild der Kelten entstanden. Ein echter Lesegenuss ist dabei der gekonnte Umgang der beiden Autoren mit der Sprache. Die am Schluss aufgeführten Ausflugsziele zu Museen und Fundorten laden schliesslich die gut unterhaltene und informierte Leserschaft zum Besuch der Schauplätze keltischer Geschichte ein.

Sabine Bolliger Schreyer

Jucker, Michael: Gesandte, Schreiber, Akten. Politische Kommunikation auf eidgenössischen Tagsatzungen im Spätmittelalter. Zürich: Chronos, 2004. 367 S., ill. ISBN 3-0340-0683-7.

Michael Juckers Buch ist erstaunlicherweise das erste seit Max Kopps juristischer Dissertation aus dem Jahr 1959, das sich ausdrücklich der Tagsatzung widmet, immerhin der wichtigsten Institution der alten Eidgenossenschaft. Mit historisch-anthropologischem und akteurzentriertem Zugang untersucht Jucker die Herstellung und den Gebrauch von schriftlichen Dokumenten in der mündlichen Kommunikation an den Tagsatzungen des Spätmittelalters 1350–1520 (Kapitel 2 und 4). Der Ausgangspunkt ist eine grundsätzliche Kritik an der «Amtlichen Sammlung der ältern Eidgenössischen Abschiede» (EA), die von 1856–1888 ediert wurde, und an der Forschung, die sich bisher allzu leichtfertig auf die EA gestützt habe (Kapitel 3).

Das interessanteste Ergebnis dieser Zürcher historischen Dissertation dürfte sein, dass die Tagsatzungen erst in den 1470er-Jahren anfingen, selber regelmässig Abschiede zu produzieren, und die Orte – darunter auch Bern – dazu übergingen, diese Abschiede auch aufzubewahren. Was die EA aus der Zeit von 1291 bis 1450 als Abschiede ausgeben, sind meist bloss Urkunden, Verträge oder Notizen in Ratsprotokollen, die auf abgehaltene Sitzungen hinweisen, aber keine eigentlichen Abschiede. Gemäss Jucker waren die separaten, auf losen Zetteln festgehaltenen Pendenzenprotokolle die ersten von der Tagsatzung selber produzierten Akten. Diese seien, wohl in Anlehnung an die Vorbilder im Reich, zeitgenössisch erstmals als «Abschiede» bezeichnet worden. Die neue Quellenform findet sich zuerst in Luzern, wo die meisten Tagsatzungen vor der Reformation stattgefunden haben (Kapitel 5).

Die deutliche Zunahme der Abschiede und der Verweise auf Abschiede in den 1470er-Jahren erklärt Jucker mit der abnehmenden Bereitschaft der Orte, Konflikte zu lösen. Die Geschäfte seien nun häufig verschoben worden, was sowohl die Zahl der Tagsatzungen als auch die Zahl der Abschiede (und Traktanden) habe anschwellen lassen. Zudem habe sich die Tagsatzung nach Ansätzen in den 1450er-Jahren nun endgültig zum internationalen Kommunikationsforum entwickelt, was im Zeitalter der Burgunderkriege ebenfalls die Tagungshäufigkeit und die Schriftproduktion stimuliert und die Rolle der Schreiber – in Bern insbesondere Thüring Frickers – gestärkt habe. Bern scheint auch als erster Ort seit etwa 1480 die Abschiede in eigens angelegte Bände für die Benutzung durch den Schultheissen kopiert zu haben, während die Originale dem Rat zur Verfügung standen, bevor sie später in den «Unnützen Papieren» landeten (S. 185f.).

Der deutliche Verschriftlichungsschub in der Eidgenossenschaft lässt sich auch in den Gemeinen Herrschaften nachweisen. Erst jetzt haben die Eidgenossen ihre Herrschaftsrechte in Urbaren verzeichnet: 1475 im schon 1460 eroberten Thurgau, dann 1484/87 im bereits 1415 eroberten Baden (Kapitel 7).

Juckers Ergebnisse stellen die Beschäftigung mit der spätmittelalterlichen Tagsatzung auf eine neue Basis. Der Autor kritisiert zu Recht, dass die Historiker das Bild der Abschiede produzierenden Tagsatzung, wie es Josias Simler 1576 für seine Gegenwart zeichnete, zurückprojizierten bis zum magischen Datum von 1291, um so eine scheinbar kontinuierliche «staatliche» Tätigkeit der Tagsatzung belegen zu können. Allerdings entgeht Jucker in seinem verbissenen Kampf gegen diesen nationalgeschichtlichen Mythos aus dem 19. Jahrhundert, dass er wohl der letzte Vertreter der Geschichtswissenschaft ist, der diesen Mythos noch pflegt – und sei es nur, um ihn gleich wieder zerstören zu können. Die alten Bilder von der demokratischen Schweiz und der egalitären und parlamentarischen Tagsatzung kommen entgegen seinen Behauptungen in der von ihm zitierten neueren wissenschaftlichen Literatur gar nicht mehr vor (S. 72). Der bekämpfte Mythos entpuppt sich als Juckers Projektion.

Andere Thesen Juckers werden Anlass zu Diskussionen geben. So etwa seine Auffassung, dass die Tagsatzungsgesandten unbesehen ihrer Instruktionen über weit gehende Handlungsfreiheit verfügt hätten, was den Spielraum des Einzelnen wohl selbst für das Spätmittelalter überbewertet. Insgesamt aber eröffnet die überfällige Kritik an den EA, die sich allerdings nur auf die von Anton Philipp Segesser edierten Bände zu den Jahren 1250–1520 bezieht und sich nur bedingt auf die Bände anderer Herausgeber für die Zeit von 1521–1798 übertragen lässt, einen neuen Zugang zu den Anfängen der Tagsatzung und auch zu den Kommunikationsformen der spätmittelalterlichen Eidgenossenschaft. Dazu trägt auch das anregende Kapitel 6 über die Korrespondenzen zwischen den Orten wesentlich bei, das sich stark auf die Bestände des Berner Staatsarchives stützt. So scheint der Umfang der überlieferten Korrespondenzen massgeblich vom amtierenden Ratsschreiber abhängig zu sein (S. 203), und viele Briefe dürften wohl auch für die Zeitgenossen nur mit Hilfe mündlicher Erläuterungen des Briefboten zu verstehen gewesen sein, was unter anderem ein Schutz gegen unbefugtes Lesen war (S. 222). Solche Ergebnisse vermögen mehr zu überzeugen als der trendig wirkende Exkurs zur Bedeutung von Rang und Körper in der Diplomatie (Kapitel 8).

Andreas Würgler

Egli-Gerber, Renata: Elisabeth Müller – Leben und Werk. Eine Annäherung. Bern: Stämpfli, 2005. 220 S., ill. ISBN 3-7272-1332-9.

Die sechs Kummerbuben, Vreneli, Theresli – im mittleren Drittel des 20. Jahrhunderts erzählten viele Eltern der Deutschschweiz ihren Kindern die erbaulichen und frommen, zuweilen auch tieftraurigen Bücher der Berner Schriftstellerin Elisabeth Müller (1885–1977). Unterdessen sind ihre Geschichten weitgehend aus den Kinderzimmern verschwunden, wohl wegen der antiquierten Sprache, dem naiv anmutenden Gottvertrauen und den moraltriefenden Erziehungsabsichten. Trotzdem können die einfühlsamen Schilderungen von schwierigen Kinderschicksalen Leserinnen und Leser noch heute berühren.

Elisabeth Müller wurde als Schriftstellerin anerkannt und geachtet. Schon zu ihren Lebzeiten erschienen zwei Bücher zu ihrem Leben, ein weiteres ein Jahr nach ihrem Tod. Die Autoren waren Bewunderer und Berufskollegen dieser bemerkenswerten Frau, deren literarisches Werk sich im Rahmen der Heimatliteratur bewegt, die jedoch immer auch eine entschiedene Befürworterin des Frauenstimmrechts war. Als erste Frau hat sich nun auch Renata Egli-Gerber der Biografie Elisabeth Müllers angenommen. Das Buch ist gut zu lesen – wenn auch zuweilen die Sprache Elisabeth Müllers abfärbt.

Inhaltlich ist die Publikation interessant. Breiten Raum nimmt das verwandtschaftliche Geflecht der kinderreichen Familie Müller ein. Detailliert wird Herkunft und Situation der Grosseltern, Eltern und Geschwister beschrieben. Ein besonderes Gewicht legt die Autorin auf die gefühlsmässigen Beziehungen zwischen den Personen, deren sozioökonomische Stellung sie ebenfalls thematisiert, wenn auch nicht mit gleicher Ausführlichkeit. Das Buch kann als Studie des bürgerlichen Milieus im ausgehenden 19. Jahrhundert gelesen werden. Einfühlsam schildert Renata Egli-Gerber die Situation der bürgerlichen Hausfrauen, die einem umfangreichen Haushalt, meist mit vielen Kindern, vorstanden und mit häufig recht knappen finanziellen Mitteln zurechtkommen mussten. Auch das schwierige Los der ledigen Töchter, die ihre Eltern im Alter pflegten, geht nicht vergessen.

Da Elisabeth Müller eine Pfarrerstochter war, fokussiert die Autorin speziell auf die Pfarrfamilien, die wegen ihrer Stellung in der Gesellschaft auch besonderen Belastungen ausgesetzt waren. Hier zeigen sich Verbindungen zwischen Elisabeth Müllers Leben und ihrem Werk, doch scheinen auch kleinere Unstimmigkeiten auf. Renata Egli-Gerber zitiert häufig aus der 1950 erschienen Autobiografie «Die Quelle» und zieht zudem autobiografische Texte der Trubschacher Pfarrerstochter Helene von Lerber (1896–1963) und des Kleinbauernsohns Adolf Schär-Ris (1889–1962) bei. Sie kommt zum Schluss, dass die Pfarrerskinder ihre Spielgefährtinnen und -gefährten nicht uneingeschränkt wählen durften. Freies Herumstreifen im Dorf sei für Pfarrerstöchter zu dieser Zeit undenkbar gewesen. Doch genau das tut die fiktive Pfarrerstochter Theresli in einem nach diesem Kind benannten, autobiografisch gefärbten Roman, der 1918 erschien. Auf solch spannende Diskrepanz geht die ansonsten sehr genaue Biografin leider nicht ein.

Anna Bähler